

Das weiße Zimmer

Roman von Fregus Hume.

(17. Fortsetzung.)

„Ich weiß recht genau, wann es war. Ich verzeihe den Tag, an dem ich solches Recht hatte, nicht so bald. Es war am 24. Juli.“

Joscher und Bocoras sahen einander bedeutungslos an, was hat jetzt eingetroffen, da er im Augenblick sein Augenlicht verlor. Von da an drehte sich die Unterhaltung meistens um die Karriere des Herrn Hart, und als dieser sich von den beiden Herren verabschiedete, hatte er keine Ahnung, daß er nach allen Regeln der Kunst ausgefragt worden war.

„Na, was denken Sie nun?“ fragte Bocoras triumphierend, als er mit Joscher allein war.

„Oh, hm,“ brummte der nachdenklich. „Calvert war an jenem Abend nicht im Theater und er gleich dem jungen Mann, der Miller von der Villa fortgelockt hat. Dazu kommt, daß er im zweiten Akt einen Dolch im Gewand trägt, den er vielleicht auch außerhalb der Bühne benutzt hat.“

„Er hat ihn benutzt!“ rief der Professor in entschiedenem Tone. „Die Wunde führt von einem Dolch her — Calvert trägt in diesem Stück einen Dolch. Und er war zwischen sechs und halb zehn nicht im Theater — also zu der Zeit, da Frau Brand ermordet wurde. Außerdem,“ fuhr der Greiche siederst erregt fort, „kennt Arnold Calvert Herrn Heller recht gut. Vielleicht hat er ihm den Hauschlüssel gegeben.“

„Heller schneidet, den Schlüssel nicht aus den Händen gegeben zu haben.“ „Vielleicht sagt er nur so, um Calvert zu bedeu, weil dieser seine Schwägerin heiraten will.“

„Oh, das könnte schon sein,“ brummte Joscher. „Oh, Calvert selber hat mir die Mittel gegeben, die Sache zu veranlassen. Es wäre doch zu komisch, wenn meine Nachforschungen auf seine Spur führten. Wenn ich ihn in die Enge treibe, läßt er die Verfolgung auf sich beruhen!“

„Das darf nicht sein!“ brauste der Professor jetzt auf. „Wenn Calvert schuldig ist, muß er seine Strafe bekommen.“

„Ueberlassen Sie nur alles mir,“ gab Joscher barsch zurück, während sein Gesicht vor Ärger dunkelrot wurde. „Ich will ordentlich Geld aus der Geschichte holen!“

„Wichtig fragte der Greiche ganz unvermittelt: „Woher haben Sie eigentlich das Geld, mit dem Sie Ihre Nachforschungen anstellen?“

„Calvert hat seinen Rechtsanwalt angewiesen, mir eine größere Summe zur Verfügung zu stellen.“ „Und was gedenken Sie nun zu tun?“

„Vor allem will ich in Calverts Wohnung gehen und seine Wirtin ausfragen.“

Der Professor kann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Wir kommt da eine Idee. Emilie Dorn ist die Schwester von Calverts Wirtin — vielleicht ist es besser, wenn Sie das junge Mädchen ausfragen. Sie geht morgen zu ihrer Schwester — Sie wissen doch, daß Fräulein Dorn bei Frau Heller in Stellung ist?“

Joscher sah den Greichen schweigend an. „Ach ja, das ist die junge Dame, die Sie in Ihr Herz geschossen haben?“ meinte er ironisch.

„Was geht das Sie an?“ rief der Professor in heftigem Tone. „Sie ist ein liebes, gutes Mädchen und odendrein sehr hübsch. Sie schwärmt für mich — fuhr er heilig fort, denn der getroffene Wein war ihm zu Kopf gestiegen — und wenn ich reich geworden bin, heirate ich sie.“

„Werden Sie aber je reich werden?“ „Wenn Arnold Calvert Flora Brands Mörder ist — dann ja!“ antwortete Bocoras mit grimmigen Lächeln. „Dann ging er. Joscher blühte ihm nach und suchte die Wägen.“

„Na, warte Du,“ sagte er zu sich selbst, „Du mußt ich etwas im Zaume halten, sonst verdirbst Du mir die ganze Geschichte.“

Am nächsten Tage um drei Uhr machte sich Joscher auf den Weg zu Calvert. Er fragte jedoch nicht eher nach dem jungen Mann, als bis er diesen in einer Drochse fortzuführen sah. Erst dann klingelte er.

Frau Barney empfing ihn mit freundlichem Lächeln und antwortete auf seine Frage, der Herr sei vor ein paar Minuten fortgegangen. „Er ist zu seiner Braut gefahren, Herr Joscher,“ sagte sie hinzu.

Der Detektiv stieg. „Nanu, woher wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte er.

„O,“ verzeigte Frau Barney, „meine Schwester kennt den Professor und der Professor kennt Sie. Mitbin —“

„Ja, ja, der Professor erzählte mir von seiner Schwägerin —“

„Schwägerin?“ unterbrach ihn Frau Barney mit ungeduldigem folgergebendem, erlauben Sie mal, mein Herr! Professor Bocoras kann stolz darauf sein, daß ein so hübsches Mädchen wie meine Schwester ihn kennt hat.“

„Na ja, das wird er wohl auch sein,“ lenkte Joscher ein, dem an einer

Unterredung mit Fräulein Dorn viel gelegen war. „Er wird ihr später auch eine ordentliche Existenz bieten können.“

„Wissen Sie etwas Näheres darüber?“ fragte Calverts Wirtin eifrig. „Alles! Ich bin ja sein Agent!“

„Ach,“ rief Frau Barney erstaunt, die keine Ahnung von Joschers Beruf hatte. „Aber bitte, wollen Sie nicht herbeikommen? Meine Schwester ist zufällig auch hier und ich bin überzeugt, sie wird sich freuen, den Agenten des Professors kennen zu lernen.“

„Ich habe nicht viel Zeit,“ heuchelte Joscher.

„Ach bitte, nur auf ein paar Minuten,“ bat die Frau.

„Nun, mein Herr, fünf Minuten.“ Gleich darauf sah Herr Joscher in einem behaglich eingerichteten Zimmer einen großen, led dreifüßigen jungen Mann, dessen Gesicht, das fast eben so große, schwarze Augen hatte wie Professor Bocoras. Sie sah ihrer Schwester ziemlich ähnlich und legte ebenfalls ein etwas theatralisches Benehmen an den Tag. Herr Joscher wurde zu einer Tafel Tee eingeladen, um den Tee zu bereiten, und Joscher war allein mit Fräulein Dorn, die ihn nach allem möglichen ausfragte.

„Ich kenne den Professor ganz zufällig kennen,“ erzählte sie, „als ich eines Abends auf dem „Rachigallenweg“ von einem Herrn befragt wurde. Ich rief um Hilfe. Der Professor kam hinzu geilt und der andere ergreift die Furcht. Ich war halb tot vor Angst; der Professor führte mich in sein Haus, damit ich mich ein wenig erholen sollte. Seitdem sind wir sehr gute Freunde — seit einem Jahr.“

„Sie sind wirklich ein netter Kerl!“ empfing ihn Tracoy. „Sie lassen nicht auf sich warten. Das gefällt mir.“

„Ich treibe die Neugierde her,“ erwiderte Arnold, während sie nebeneinander herharrten. „Ich wundere mich, was Sie hier zu tun haben!“

„Alles zu seiner Zeit,“ versetzte Tracoy mit unbedürftiger Miene. „Lassen Sie Ihre Augen erst mal gründlich umschweifen, ehe wir ins Haus gehen. Sehr hübsch, nicht wahr?“ Die arme Frau Brand scheint Blumen über alles geliebt zu haben. Sie hat viel Geld für Blumen ausgegeben.“

„Sie war arm,“ versetzte Arnold traurig. „Wie sie mir erzählte, bekam sie nicht viel Geld von ihrem Gatten — vielleicht verdiente er nicht viel.“

„Haben Sie diesen Brand jemals gesehen?“

„Nein,“ antwortete Arnold, „nie.“ Tracoy sah den jungen Mann ein wenig von der Seite an und bemerkte, daß dieser die Farbe gezeichnet hatte. „Sie wissen aber näheres über ihn — nicht wahr?“

„Nicht viel,“ lautete die kühle Antwort. „Ich weiß nur das, was Frau Brand mir erzählte, und sie war ziemlich zurückhaltend in dieser Hinsicht. Wie ich aus ihrem eigenen Munde erfuhr, war Brand Handlungsreisender.“

„In welcher Branche?“

„Das weiß ich nicht; ich habe nicht danach gefragt. Er war viel unterwegs, und meine Cousine war sehr viel sich selbst überlassen.“

„Hatten Sie Kinder?“

„Nein. Sie sind, glaube ich, fünf oder sechs Jahre verheiratet gewesen. Zunächst,“ fügte er hinzu, „daß Frau Brand nicht sehr freundlich von ihrem Mann sprach. Es kam mir vor, als glaube sie, er verheimliche ihr etwas.“

Tracoy warf das Ende seiner Zigarette fort und zündete sich eine neue an. „Na ja, das war von Anfang an meine Idee. Diesen Brand umgibt ein Geheimnis, und wahrscheinlich keins, das auf Ehelichkeit beruht, denn sonst hätte er der Frau, die bis zum Tode zu lieben und hochzuhalten er geschworen, nichts zu verheimlichen brauchen! Das merkwürdigste an der ganzen Geschichte ist, daß er nicht mal zum Vorschein kam, als sie ermordet worden war!“

„Ich kann nur annehmen,“ sagte Arnold während er dem Amerikaner ins Haus folgte, „daß Brand nach Australien gereist ist, um sich danach zu erkundigen, ob der Mann, der Flora sein Vermögen hinterlassen mit ihm selber vermandt war.“

„Oh, ja, es ist sonderbar, daß dieser Mann auch Brand heißt. Na, wenn Brand in Australien ist, dann wird es allerdings eine Weile dauern, ehe er zurückkommt. Und wenn er kommt — er stirbt.“

„Nun? Was wird dann geschehen?“ fragte Calvert mit forgenvoller Miene.

„Dann kommt die Wahrheit an den Tag.“

„Glauben Sie, daß Brand seine Frau ermordete?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte Tracoy kühl und freckte seine langen Beine auf dem Sofa aus. „Doch da wir nun einmal so schön allein sind.“

„Nun?“ fragte Arnold, da der Amerikaner rohte.

„Dann kommt die Wahrheit an den Tag.“

(Fortsetzung folgt.)

Emilie erzählte nun die Episode mit dem gefundenen Dolch. „Er lag in der Müllgrube und Auguste bildete sich ein, die Steine seien echt. Sie künigle ihre Stellung, mußte aber schnell einsehen, daß der Dolch unecht war und Frau Heller gehörte, die ihn auf einem Mastenball getragen hatte.“

„Sie wußten das doch auch?“ fragte Joscher.

„Ja? Nein. Seit ich bei Frau Heller in Stellung bin — und das sind jetzt drei Jahre — war sie noch auf keinem Mastenball. Aber sie reklamierte den Dolch als ihr Eigentum, und Augustes Nummer war grenzenlos.“

Joscher bot um eine Beschreibung des Dolches, die Emilie auch gab. Dann kam Frau Barney mit dem Tee, und die Unterhaltung wurde eine allgemeiner. Als Joscher das Haus verließ, schmunzelte er vergnügt vor sich hin.

14. Kapitel

Eines Tages erhielt Arnold Calvert von Tracoy einen Brief, in welchem er ihn ersuchte, nach der Blumenstraße, Bezirk Hampton, zu kommen. Er kauft darüber, was der Amerikaner in Flora Brands Haus zu suchen habe, verlor der junge Mann keine Zeit, dem Rufe Folge zu leisten. Er konnte Tracoy nur oberflächlich, denn er hatte ihn bei Waldwirth nur gesehen, als er Laura während deren Anwesenheit dort besuchte. Er wußte jedoch, daß der Amerikaner ein kluger und schorffingiger Mensch war. Vielleicht hatte Laura mit ihm über den Mord gesprochen und vielleicht wollte er nun mit ihm beraten, was in der Angelegenheit zu tun sei.

Als Arnold vor dem kleinen Hause ankam, sah er den Amerikaner, die unermüdliche Zigarette im Munde, im Garten sitzen.

„Sie sind wirklich ein netter Kerl!“ empfing ihn Tracoy. „Sie lassen nicht auf sich warten. Das gefällt mir.“

„Ich treibe die Neugierde her,“ erwiderte Arnold, während sie nebeneinander herharrten. „Ich wundere mich, was Sie hier zu tun haben!“

„Alles zu seiner Zeit,“ versetzte Tracoy mit unbedürftiger Miene. „Lassen Sie Ihre Augen erst mal gründlich umschweifen, ehe wir ins Haus gehen. Sehr hübsch, nicht wahr?“ Die arme Frau Brand scheint Blumen über alles geliebt zu haben. Sie hat viel Geld für Blumen ausgegeben.“

„Sie war arm,“ versetzte Arnold traurig. „Wie sie mir erzählte, bekam sie nicht viel Geld von ihrem Gatten — vielleicht verdiente er nicht viel.“

„Haben Sie diesen Brand jemals gesehen?“

„Nein,“ antwortete Arnold, „nie.“ Tracoy sah den jungen Mann ein wenig von der Seite an und bemerkte, daß dieser die Farbe gezeichnet hatte. „Sie wissen aber näheres über ihn — nicht wahr?“

„Nicht viel,“ lautete die kühle Antwort. „Ich weiß nur das, was Frau Brand mir erzählte, und sie war ziemlich zurückhaltend in dieser Hinsicht. Wie ich aus ihrem eigenen Munde erfuhr, war Brand Handlungsreisender.“

„In welcher Branche?“

„Das weiß ich nicht; ich habe nicht danach gefragt. Er war viel unterwegs, und meine Cousine war sehr viel sich selbst überlassen.“

„Hatten Sie Kinder?“

„Nein. Sie sind, glaube ich, fünf oder sechs Jahre verheiratet gewesen. Zunächst,“ fügte er hinzu, „daß Frau Brand nicht sehr freundlich von ihrem Mann sprach. Es kam mir vor, als glaube sie, er verheimliche ihr etwas.“

Tracoy warf das Ende seiner Zigarette fort und zündete sich eine neue an. „Na ja, das war von Anfang an meine Idee. Diesen Brand umgibt ein Geheimnis, und wahrscheinlich keins, das auf Ehelichkeit beruht, denn sonst hätte er der Frau, die bis zum Tode zu lieben und hochzuhalten er geschworen, nichts zu verheimlichen brauchen! Das merkwürdigste an der ganzen Geschichte ist, daß er nicht mal zum Vorschein kam, als sie ermordet worden war!“

„Ich kann nur annehmen,“ sagte Arnold während er dem Amerikaner ins Haus folgte, „daß Brand nach Australien gereist ist, um sich danach zu erkundigen, ob der Mann, der Flora sein Vermögen hinterlassen mit ihm selber vermandt war.“

„Oh, ja, es ist sonderbar, daß dieser Mann auch Brand heißt. Na, wenn Brand in Australien ist, dann wird es allerdings eine Weile dauern, ehe er zurückkommt. Und wenn er kommt — er stirbt.“

„Nun? Was wird dann geschehen?“ fragte Calvert mit forgenvoller Miene.

„Dann kommt die Wahrheit an den Tag.“

„Glauben Sie, daß Brand seine Frau ermordete?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte Tracoy kühl und freckte seine langen Beine auf dem Sofa aus. „Doch da wir nun einmal so schön allein sind.“

„Nun?“ fragte Arnold, da der Amerikaner rohte.

„Dann kommt die Wahrheit an den Tag.“

(Fortsetzung folgt.)

Barbaren.

Eine wahre Aergerschichte von Ails Lindner.

Die kleine Blanche Detroyz stand vor dem Lötentisch ihrer Herrin und betupfte sich das brünette Verbreitungsgeicht mit der Putzerwaque. Aus lauter Verzweiflung tat sie das. Ihre Hände zitterten, und ihr Herz slog ängstlich wie das eines vertriehen kleinen Vogels. Die Nase erheit zu viel Puder und leuchtete weiß und led aus dem bräunlichen Gesichtchen heraus.

Blanche seufzte, und ein paar große Tropfen kamen über die gepuderten Wangen herab. — Was sollte sie beginnen in ihrer Angst und Verzweiflung, wohin sich wenden, um den anrückenden Deutschen zu entkommen? — Den Deutschen diesen „sales alles mands“ (deutschen Schmutzfinken), wie noch gestern Mademoiselle sie genannt, ehe sie unter Zurücklassung ihrer Badegewänder geflohen war.

Heute beim Morgengrauen hatte Mademoiselle sich und Aline, ihr Schöpfungchen, nach Bordeaux in Sicherheit gebracht und sie, die arme kleine Blanche, samt all ihrer Angst und Verzweiflung in dem kleinen Landhause zurückgelassen.

Blanche beschloß, sich zu verstecken, so gut, daß die Allemands sie nicht finden würden. — Zuerst holte sie sich Probant zusammen aus Mademoiselles wohlgefüllter Speisekammer. Da standen und hingende die appetitlichsten Sachen. — Würste neben einem zerstückten angebratenen Schinken, und da, der Rasmelbentzant, Mademoiselles Stolz und Freude. Er zeigte in Reich und Gled aufmarzschichte Büchsen und Gläser voll der herrlichsten Dinge. — Blanche versagte beinahe all ihre Sorgen und traf eine sorgfältige Auswahl. Sie packte die Schinken in einen Korb und schickte sich an, den Weg nach ihrem gezeichneten Versteck anzutreten.

„Verstecke Dich im Chotel,“ hatte auch Mademoiselle ihr noch gesagt, ehe sie abreiste. „Dort finden sie Dich nicht.“

Und in der Tat, wenn sie irgendwo sicher war, dann war es im Chotel. — Von da aus konnte sie durch einen kleinen Ausguss auf die Straße sehen, konnte sie einzeln sehen, die Barbaren, die die kleinen Kinder mordeten und alles quälten, was ihnen in den Weg kam.

Blanche legte die Fensterläden vor, verschloß die Haustür und huschte durch den Garten nach dem Gartenhaus, das so versteckt inmitten grüner Büume lag. Es bestand aus einem geraden, schuppenähnlichen Raum, der wohl ehemals als Stall gedient haben mochte, jetzt aber zur Aufbewahrung von Gartengeräten und Grümpel aller Art diente. Im Hintergrunde führte eine angelegte Leiter nach einem Verschlag hinauf, den sich Blanche zum Versteck aussuchen wollte.

Er war zwar schwarz und staubig, mit Spinnweben versehen. Aber er war nicht finster und vor allem — hier war sie sicher.

Blanche schleppte nicht ohne Anstrengung einen Vorkorb und ihren schweren Korb mit den Schinken über die Leiter hinauf in ihr Versteck. Dann holte sie ein Bünd Stroh, das ihr als Lagerstatt dienen sollte, zog die Leiter hinauf auf den Gang und klappte die Tür des Verschlags hinter sich zu. Hier würde sie ruhen finden.

Und sie kamen, die Deutschen. Durchlöchert manche Uniform, Hände und Gesicht dem Pulverdampf geschwärzt. Staubig, müde, zerföhren die Glieder vom anstrengenden Marsch nach dreißigtägigen Kämpfe. Aber in gleichem Schritt und Tritt, ein Lied auf den Lippen, Siegesfreude in den Augen, auf den Mäffen, abgepannten Gesichtern.

Küß waren die Quartiere verteilt, die Pferde untergebracht worden, und unter den Soldaten war keiner, der sich nicht freute, endlich einmal wieder die mühen Glieder ausstrecken, den überanstrengten Körper einige Tage der Ruhe überlassen zu können.

Nach Mademoiselle Renards kleinem Landhause waren ein Hauptmann, ein blutjunger Leutnant und zwei Mann Bedienung gekommen. — Die verschlossenen Türen und Fensterläden hatten den kläglichen Griffen des biederen Landwehrmannes Müller aus Berlin, der zurzeit Wache beim Herrn Hauptmann war, keinen allzulangen Widerstand geboten.

Mit einem vergnügten Hallo waren Hauptmann P. und Leutnant von R. ins Haus getreten und folgten auf Einladungen ausgegangen. Wie war es reizend in Mademoiselle Renards Hause! Herrgott, das sollten ein paar wünschliche Tage werden, hier drinnen, wo jeder Raum Beaglichkeit und Wohlhabenheit ausströmte. Des kleinen Leutnants Freude konnte keine Grenzen, als er einen Baderaum entdeckte.

Nun, um so besser. So konnte man sich für die paar Tage so bequem als möglich machen nach all den Strapazen der letzten Wochen. Ohne Mühseligkeiten nehmen zu müssen auf eine Hausfrau, die vielleicht hübsch und feinfühlig war.

Der Hauptmann ging nach der Küche, wo Müller bei Bereitung eines köstlichen Mahles alle Kochkünste anstaltete.

Nachdem Hauptmann P. als Vorbesitzer, wie es ihm zumut, zuerst die Babelfube bezog, beschloß Leutnant von R. einen Rundgang durch den Garten zu unternehmen. Er sah sich groß und schön. Durch einen Laubengang trat man hinein in eine grüne Welt; wie friedlich war es hier! Weitaus Kriegslärm und Getöse. — Uralte Tugendbuden umschlossen einen grünen Rasenplatz, in dessen Mitte ein alter, häßlicher Baum lag, der eine reizende Nymphe auf der Schulter trug. Aus dem geöffneten Mund der kleinen Nymphe schob ein silberner Wasserstrahl in die sonnendurchglütete Luft des Sommerlages und fiel zurück in ein großes Sandsteinbecken, in dem Goldfische und allerhand Getier sich wohl fühlen ließen. Herrliche Blumenrabatten umsäumten einen Weg, der nach dem hinteren Teil des Gartens führte. Was war denn das für ein Häußchen, das da so versteckt unter alten Bäumen lag? — Leutnant von R. öffnete die Tür. Tausend noch mal, das konnte man doch ganz gut als Stall für die beiden Pferde benutzen, die jetzt im Chotel eingekerkert waren! — Welch eine wichtige Entdeckung! Hier waren sie entschieden besser aufgehoben, und Müller — was würde Müller sagen? — Kam doch doch seines Hauptmanns Pferd gleich nach dem Herrn Hauptmann selber.

Nach dem Mittagsmahle wurde Müller beauftragt, die Pferde zu hüten und sie im Gartenhaus unterzubringen. „Mein Vorkommen,“ tätschelte Müller das Pferd, „nu' find wir ja wieder beisammen.“ — Welch eine wichtige Entdeckung! Hier waren sie entschieden besser aufgehoben, und Müller — was würde Müller sagen? — Kam doch doch seines Hauptmanns Pferd gleich nach dem Herrn Hauptmann selber.

weiblichen Stimme — das war der Inhalt der nächsten Sekunde.

Das hatte Müller nicht erwartet, das nicht. Ein weinendes Mädchen stand vor ihm, schwarz Gesicht und Hände, Spinnweben im Haar. — Ein paar gefaltete Hände streckten sich ihm entgegen, und ein roter Mund flüsterte verweisungslos: „Pardon, pardon! de souris, souris!“

Müller stand ratlos. Was sie da sagte, das verstand er nicht. Entschuldig lassen durfte er sie nicht. Zwar sah die Kleine nicht aus wie eine Spinne oder sonst etwas Gefährliches, aber man konnte nicht wissen. — Mit einem gebieterischen „March“ und ausgestrecktem Zeigefinger zeigte er auf die Leiter und nahm den gefüllten Korb vom Boden auf. Eine große Maus sprang ihm daraus entgegen, und ein neuer Ausbruch des Mädchens begleitete diese Hebenal. — Dann ging's im Gänsemarsch die Leiter hinunter, durch den Garten nach der Küche, die zitternde Blanche voran, von Argusaugen bewacht. Der Wächter mit dem schweren Korb und dem strengen Gesicht hinterdrein.

In der Küche brühte er dem zitternden Mädchen ein Stück Seife in die Hand, zeigte nach dem Woffestroh und schickte sich an, Kaffee zu kochen. — Et, was kam da unter all dem Schmutz für ein niedliches Mamsellen zum Vorschein! Blanche Kuritelungen und ein kleiner, schmerzverzogener Kindermund. — Müller verzogß beinahe seine Vorliebe für das Häußchen, und seine Augen gingen mit Wohlgefallen an der kleinen Französin. Reizend war sie, aber was hatte sie da oben zu suchen gehabt? Er reichte ihr einen Becher mit Kaffee, den sie mit einem gestillerten „Merci, Monsieur!“ und einem dankbaren Blick der Kuritelungen entgegennahm. Dann huschte sie nebenan in die Speisekammer und kam mit einer reinen Schürze und einem Blechfaß voll kleinen Gebäcks zum Vorschein, den sie Müller mit einem Knix überreichte.

Wie schön, daß man beim Aufwachen nicht ein bißchen blauchen kann, dachte Müller; aber alle Verwünschungen, die er mit „entworbene Französin“ eine Unterhaltung anzuknüpfen, hatten nur ein Kopfschütteln und ein leises Lächeln zur Folge.

Hauptmann P. machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er die Küche betrat und ein Paar vorfand, das sich vorzüglich zu unterhalten schien. — Mit der Hand an der Hofenmaße melbete Müller: „Herr Hauptmann, dieses Mädchen habe ich gefunden.“

Furchtsam hingens des Mädchens Augen an dem strengen Gesicht des Hauptmanns. Der aber war kein Unmensch. Und als Blanche die Route ihrer Mutterprache von seinen Lippen vernahm, da erzählte sie. Erzählte von der qualvollsten Nacht ihres jungen Lebens, die sie im Chotel verbracht. Wie sie in ihrer Angst sich dort versteckt und sicher geglaubt hatte. Da waren die Pferde drinnen eingekerkert worden, und dann — dann waren die Mäuse gekommen. Ach diese schrecklichen Mäuse! — Wahre Freudenbänze hatten sie aufgeführt um den gefüllten Korb; in Scharen waren sie angelommen und hatten sich's gut schmecken lassen. Und als sie sich gar nicht mehr zu helfen gewußt vor Grauen und Angst, da war auf einmal der Soldat gekommen und hatte sie hierher gebracht. Gnade, Gnade.

Und da sie ihr im vollen Umfang zu Teil wurde, kannte die Dantbarkeit der kleinen Blanche keine Grenzen. Früh als Erste huschte sie durch's Haus, sorgte für Beaglichkeit und Ordnung; wußte Wohlgefallener des Lullulus bereite sie den Herd in einem solchen Winkel hinter rüds abgewürgt zu werden — — Franz sprang auf, beleuchtete mit seiner Taschenlampe die Wände und Wände des Chotels. Nichts Verdächtiges. Im Hintergrunde gähnte eine schwarze Öffnung gähnte herunter. Eine Treppe führte nicht hinauf. Müller stieg auf Lottens Rücken und leuchtete in die schwarze Öffnung hinein. Ein schmaler Raum war da, rechts und links ein Bretterverschlag, sonst nichts, das hätte Verdacht erregen können. Nur eine Leiter lag oben, die Müller vorsichtshalber mit herunternahm. Beruhigt legte er sich wieder auf die Matratze. Die Mäuse hatten ihn genarrt. Mäuse schien es in Wäffen zu geben in diesen alten Holzstall.

Da beim Morgengrauen ermachte Müller wieder. Diesmal hatte er sich nicht getäuscht. Seine auf einstimmen Patrouillengängen geschärften Sinne waren wach. Er war nicht allein in diesem Räume. Es war ein Geräusch wie unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr gedrungen, wie heimliches Weinen. Und von oben war es gekommen.

Fables Morgenglich erfüllte den Raum und verschänkte die Gespenster der Nacht. Jetzt brauf und dran! Müller stieg leise die Leiter hinauf und untersuchte den Bretterverschlag, der auf beiden Seiten diese Öffnung umschloß. Nichts, hier war eine Tür, die er in der Nacht nicht bemerkt hatte. Ein kräftiger Fußtritt, ein kurzes Anrücken von oben und der laute Ausruf einer

weiblichen Stimme — das war der Inhalt der nächsten Sekunde.

Das hatte Müller nicht erwartet, das nicht. Ein weinendes Mädchen stand vor ihm, schwarz Gesicht und Hände, Spinnweben im Haar. — Ein paar gefaltete Hände streckten sich ihm entgegen, und ein roter Mund flüsterte verweisungslos: „Pardon, pardon! de souris, souris!“

Müller stand ratlos. Was sie da sagte, das verstand er nicht. Entschuldig lassen durfte er sie nicht. Zwar sah die Kleine nicht aus wie eine Spinne oder sonst etwas Gefährliches, aber man konnte nicht wissen. — Mit einem gebieterischen „March“ und ausgestrecktem Zeigefinger zeigte er auf die Leiter und nahm den gefüllten Korb vom Boden auf. Eine große Maus sprang ihm daraus entgegen, und ein neuer Ausbruch des Mädchens begleitete diese Hebenal. — Dann ging's im Gänsemarsch die Leiter hinunter, durch den Garten nach der Küche, die zitternde Blanche voran, von Argusaugen bewacht. Der Wächter mit dem schweren Korb und dem strengen Gesicht hinterdrein.

In der Küche brühte er dem zitternden Mädchen ein Stück Seife in die Hand, zeigte nach dem Woffestroh und schickte sich an, Kaffee zu kochen. — Et, was kam da unter all dem Schmutz für ein niedliches Mamsellen zum Vorschein! Blanche Kuritelungen und ein kleiner, schmerzverzogener Kindermund. — Müller verzogß beinahe seine Vorliebe für das Häußchen, und seine Augen gingen mit Wohlgefallen an der kleinen Französin. Reizend war sie, aber was hatte sie da oben zu suchen gehabt? Er reichte ihr einen Becher mit Kaffee, den sie mit einem gestillerten „Merci, Monsieur!“ und einem dankbaren Blick der Kuritelungen entgegennahm. Dann huschte sie nebenan in die Speisekammer und kam mit einer reinen Schürze und einem Blechfaß voll kleinen Gebäcks zum Vorschein, den sie Müller mit einem Knix überreichte.

Wie schön, daß man beim Aufwachen nicht ein bißchen blauchen kann, dachte Müller; aber alle Verwünschungen, die er mit „entworbene Französin“ eine Unterhaltung anzuknüpfen, hatten nur ein Kopfschütteln und ein leises Lächeln zur Folge.

Hauptmann P. machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er die Küche betrat und ein Paar vorfand, das sich vorzüglich zu unterhalten schien. — Mit der Hand an der Hofenmaße melbete Müller: „Herr Hauptmann, dieses Mädchen habe ich gefunden.“

Furchtsam hingens des Mädchens Augen an dem strengen Gesicht des Hauptmanns. Der aber war kein Unmensch. Und als Blanche die Route ihrer Mutterprache von seinen Lippen vernahm, da erzählte sie. Erzählte von der qualvollsten Nacht ihres jungen Lebens, die sie im Chotel verbracht. Wie sie in ihrer Angst sich dort versteckt und sicher geglaubt hatte. Da waren die Pferde drinnen eingekerkert worden, und dann — dann waren die Mäuse gekommen. Ach diese schrecklichen Mäuse! — Wahre Freudenbänze hatten sie aufgeführt um den gefüllten Korb; in Scharen waren sie angelommen und hatten sich's gut schmecken lassen. Und als sie sich gar nicht mehr zu helfen gewußt vor Grauen und Angst, da war auf einmal der Soldat gekommen und hatte sie hierher gebracht. Gnade, Gnade.

Und da sie ihr im vollen Umfang zu Teil wurde, kannte die Dantbarkeit der kleinen Blanche keine Grenzen. Früh als Erste huschte sie durch's Haus, sorgte für Beaglichkeit und Ordnung; wußte Wohlgefallener des Lullulus bereite sie den Herd in einem solchen Winkel hinter rüds abgewürgt zu werden — — Franz sprang auf, beleuchtete mit seiner Taschenlampe die Wände und Wände des Chotels. Nichts Verdächtiges. Im Hintergrunde gähnte eine schwarze Öffnung gähnte herunter. Eine Treppe führte nicht hinauf. Müller stieg auf Lottens Rücken und leuchtete in die schwarze Öffnung hinein. Ein schmaler Raum war da, rechts und links ein Bretterverschlag, sonst nichts, das hätte Verdacht erregen können. Nur eine Leiter lag oben, die Müller vorsichtshalber mit herunternahm. Beruhigt legte er sich wieder auf die Matratze. Die Mäuse hatten ihn genarrt. Mäuse schien es in Wäffen zu geben in diesen alten Holzstall.

Da beim Morgengrauen ermachte Müller wieder. Diesmal hatte er sich nicht getäuscht. Seine auf einstimmen Patrouillengängen geschärften Sinne waren wach. Er war nicht allein in diesem Räume. Es war ein Geräusch wie unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr gedrungen, wie heimliches Weinen. Und von oben war es gekommen.

Fables Morgenglich erfüllte den Raum und verschänkte die Gespenster der Nacht. Jetzt brauf und dran! Müller stieg leise die Leiter hinauf und untersuchte den Bretterverschlag, der auf beiden Seiten diese Öffnung umschloß. Nichts, hier war eine Tür, die er in der Nacht nicht bemerkt hatte. Ein kräftiger Fußtritt, ein kurzes Anrücken von oben und der laute Ausruf einer

Ein Farbenstoff-Jenius.

Auch ein Gebanke, welcher die Kriegswirtschaften bevorzugen.

Im Gefolge des Ausbruches vom Weltkrieg kam die deutsche Gewerbe auf die Ausfuhr von Farbstoffen, und die Kunde, daß Amerika nicht imstande sei, für sein eigenes Bedürfnis nach solchen Stoffen Sorge zu treffen. Und Deutschland lieferte damals, resp. ganz kurz vorher, 74 Prozent aller Farbstoffe der Welt! Von Frankreich und England war unter Umständen auch nichts erhältlich.

Damit Amerika sich nicht wieder in einen solchen hilflosen Lage er-tappen lasse — die noch schlimmer wäre, wenn dieses Land selber sich in einem Kriege befände, mit entsprechender Steigerung des militärischen Bedarfs nach denselben Stoffen! — eröffnet die Bundesregierung einen Feldzug zur Aufmunterung einer großen einheimischen Fabrikation von Kohlenleer-Farben; und es wurde ein Regierung-Laboratorium für Versuche mit mannigfachen Farbenbenennungs-Prozessen eingerichtet.

Inzwischen hob Deutschland jene Sperrre wieder auf, und bis zum März 1915 kamen deutsche Farbstoff-Exportationen über neutrale Häfen nach Amerika. Dann aber büete die Geschichte wieder auf, besonders infolge der Gemeinheiten Englands auch gegen neutrale Länder. Amerika war nunmehr auf seine eigenen Hilfsmittel und auf seine Farbenchemiker angewiesen. Zum Glück verlangte die Mode des Jahres eine sehr ausgedehnte Anwendung der weichen Farbe; daher wurden die noch vorhandenen Vorräte deutscher Farbstoffe weniger in Anspruch genommen. Gleichwohl mußten mehrere große Textilfabriken wegen Mangels an solchen Stoffen ganz oder grotentheils den Betrieb einstellen, und eine der größten Strumpfwaren-Fabriken der Ver. Staaten mußte 1000 Angestellte entlassen, während 160,000 Duzend Paare Strumpfwaren vergeblich des Färbens harnten. Gewöhnlich brauchte diese letztere Firma jeden Tag 500 Pfund Farbstoffe! Aber im Oktober 1915 waren ihre Vorräte bis auf ein halbes Faß zusammengekrümpt, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es der Firma, eine Tonne Anilin-Blau zur Benutzung für Anilin-Schwarz aufzutreiben, zu \$1.50 das Pfund, — wenige Monate zuvor hatte das Pfund 10 Cent gekostet. Während dem war die Aufmunterung einheimischer Produktion durch die Regierung nicht gerade wirkungslos geblieben. Neben vier großen Fabriken, welche schon beim Beginn des Krieges Farben tierischen und pflanzlichen Ursprungs herstellten, entstanden noch verschiedene kleinere in mehreren Landestellen.

Aber gleichwohl machte die Sache keine so raschen Fortschritte, wie man gehofft hatte. Das Kapital fürchtete sich, viel Geld in solche Unternehmen zu stecken. Amerikanische Geschäftsleute waren besorgt, daß, wenn sie einen Farbenstoff-Handel aufgebaut hätten, die Deutschen sie nach dem Kriege unterbieten würden. Und sobald mußten die amerikanischen Fabrikanten auch nicht genug über den Verbrauch von Farbstoffen im eigenen Lande, wo die Produktion mit Sicherheit rasch erhöhen zu können. Was für Farben wurden am meisten verlangt? Welche Geschäfte verlangten sie, und wie viel und welche gebrachte jedes derselben? Die Deutschen hatten viele Jahre gebraucht, um für sich selber die Antwort auf diese und ähnliche Fragen zu finden.

So entstand der Gebanke, einen amtlichen Farbenstoff-Jenius anzulegen, — wahrscheinlich der erste bez